№ 20. Schlesische 1848.

Gebirgs-Blüthen.

Vierzehnter Jahrgang.

Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 11. Mai.

Mai.

Alles, Alles winkt zur Freude,
Jubel nur durchdringt die Luft.
Berge, Thäler, Flur und Haide
Schwimmen jetzt im Balsamduft.

Junges Laub und junge Blüthen
Kränzen lieblich jetzt den Hain.
Jeder Tag und jede Stunde
Ladet nur zur Freude ein.

Alles kommt von höh'rer Milde
Und von Gottes großer Macht; —
Ja, dies sagt mir das Gefilde
Und der Baum in seiner Pracht.

Sieh', die schönen Saatenfelder
Mahnen uns zu Preis und Dank.
Horch mein Ohr, durch Schattenwälder
Tönt der lieblichste Gesang.

Leben nur und Hochentzücken
Strömt in jede Seele ein.
Jedes Wesen zu beglücken
Bricht der schöne Mai herein.

Alles lieblich auszuschmücken,
Glänzt die Sonne mild herab.
Und in ihren reinen Blicken
Spiegelt sich die Freude ab.

Ach mit einer frohen Seele,
Folg' ich immer gerne Dir, —
O Natur! nur Dich erwähle
Ich zur ersten Freundin mir.

Wahrhaft süß ist Deine Freude,
Deine Lehren, sie sind rein.
Nur in Deiner frischen Weide
Soll mein Herz sich stets erfreu'n.

G. Elsner.

Klara.

(Fortsetzung.)

Eberfeld, der indessen auch noch zur Gesellschaft kam, und dem der Antrag des Fürsten ganz wider seine Ansichten und Grundsätze war, weil er nicht begreifen konnte, wie eine Nonne von ihrem Gelübde entbunden werden könnte, blieb noch beim Abgange

Vrslataftschin's und Reinhold's. Der Abt erklärte ihm nun, daß er schon zwei Fälle erlebt habe, wo Dispensation ertheilt worden sei, aber er fürchte, Schwester Klara werde keiner Dispensation mehr bedürfen.

Wie soll ich das verstehen? — fragte Eberfeld auf das Höchste erstaunt.

Sie wissen, mein lieber Freund, — sagte der Abt in einem wehmüthig ernsten Tone, daß uns der letzte Krieg gewaltig viel Geld gekostet, und unser armer Landesherr weiß nun in der Noth der Nachwehen weder aus noch ein; den verarmten Unterthanen will man gerne aufhelfen und muß es thun, denn die Menschen haben viel gelitten, aber nirgends ist Geld! — Die weltlichen Güter sind erschöpft und können Nichts mehr leisten; es bleibt also keine Zuflucht übrig, als die zu der geistlichen, und nach Maaßgabe dessen hat der Fürst beschlossen: drei Nonnenklöster unsers Ländchens aufzuheben und die Einkünfte derselben für den Staat einzuziehen. Die Nonnen werden pensionirt und erhalten in einem der passendsten Klöster freie Wohnung, die Ländereien und Wirthschaftsgebäude werden in Pachtgüter verwandelt, und so leistet die ganze Veranstaltung dem Staate alljährlich eine bedeutende, reine Einnahme!

Aber, mein Gott, — rief der erstaunte Eberfeld aus, — wird denn das Kloster St. Marienheim zu den dreien gehören, welche aufgehoben werden sollen?

Das ist es, was ich noch nicht gewiß weiß. Wir haben sechs Nonnenklöster, von denen St. Marienheim und Liebenheiligen gerade die reichsten sind, und der eine Umstand macht sie zur Säcularisation reif. — Morgen ist Posttag, und dann erhalte ich auf jeden Fall den nähern Aufschluß über die Sache; darum habe ich auch den russischen Fürsten bis auf übermorgen vertröstet; es leidet fast keinen Zweifel, daß Befehl und Vollziehung zu gleicher Zeit kommen werden, da man mit dergleichen Dingen, wenn sie einmal lautbar geworden sind, nicht lange zu zögern pflegt!

Und dann wären also alle die Nonnen, mithin auch meine Pflegetochter, ganz von ihrem klösterlichen Gelübde und von dem Eide entbunden, den sie geleistet haben? —

Der Abt erwiderte: Allerdings, sämmtliche Nonnen erhalten Dispensation in pleno, wie man das nennt, und sind frei und los. — Werden Sie hernach als Vater Ihre Einwilligung dazu geben, daß Ihre Pflegetochter den Fürsten heirathe?

O ja, sagte Eberfeld; sind die kirchlichen Hindernisse gehoben, dann soll von meiner Seite kein neues in den Weg gelegt werden!

Die beiden Tage vergingen denn nun den Verschiedenen unter verschiedenen Gefühlen. Was der Abt mit klug berechnetem Sinne und in ahnendem Geiste vorhergesehen hatte, geschah. Am andern Tage kam richtig die erwartete Verfügung der landesherrlichen Finanzbehörde, worin ihm geschrieben wurde, daß wegen nothwendiger Ersparnisse über die Klöster St. Marienheim, Liebenheiligen und Heilsleben die Säkularisation verhängt sei, daß er diese Maaßregel den beiden Abtissinnen dieser Klöster, welche unter seiner Administration ständen, vorläufig anzuzeigen habe, und daß schon am zwanzigsten des nächsten Monats die landesherrliche Commission bei ihm in Kreuzeszell eintreffen werde, um nach Durchsicht der gehörigen Papiere von den erwähnten geistlichen Stiften im Namen des Staats Besitz zu nehmen. Die vollständige Dispensation für die geistlichen Schwestern sollen binnen Kurzem ausgefertigt werden, so wie die landesherrliche Zusicherung ihrer Pensionen, und könne er

dies vorläufig bei der Bekanntmachung dessen, was bevorstehe, anzeigen, gleichsam zum Troste für die erschreckten Nonnen.

Schon den andern Morgen früh trugen die braungekleideten Ordonanzen des Klosters die Schreiben des Abtes an die Orte ihrer Bestimmung. Nachmittags desselben Tages langten, von gleich starker Ungeduld getrieben, Herr Eberfeld aus Osten und Fürst Brslataftschin in Begleitung Reinhold's aus Westen in der Abtei an. Der Abt theilte ihnen jetzt Alles mit. — Der junge Fürst fiel ein Mal über das andere bald dem hochwürdigen Abte, bald dem alten Eberfeld, und bald endlich Reinhold um den Hals.

Der Abt ließ nun, wie sehr er auch in dieser Hinsicht für alle Klöster Schlimmes von der Zukunft fürchtete — noch war er ja der angesehene Gebieter der reichen Abtei Kreuzeszell — die Tropfen des echten Weines vom Rheinufer aus den stattlichen Flaschen in die grünen Gläser perlen, seinen lieben Gästen in gewohnter klösterlicher Freigebigkeit die schöne Labung zu spenden, und er selbst war der Erste, der dem aufgeregten Fürsten auf Klara's Wohl das gefüllte Glas darbot.

Nun eilten Brslataftschin und Reinhold nach St. Marienheim, um Klara von der beim Abte schon angekommenen Dispensation für sie in Kenntniß zu setzen. Der junge Fürst flog auf Klara, seine so heiß Geliebte, zu. Diese, wie hätte sie länger das Gefühl verbergen sollen, das so mächtig ihr ganzes Wesen bestürmte, diese sank mit sprachlosem Entzücken in die Arme des Geliebten.

O welch ein herrliches Glück erblühte nun in den Herzen der guten Menschen, wie ein Glück, das sich mit Worten gar nicht beschreiben, das sich nur mit theilnehmendem Herzen empfinden, oder aus eignem Leben und Lieben zu wonniger Erinnerung in das Gedächtniß zurückrufen läßt.

Brslataftschin erklärte, daß es ihm am liebsten sei, wenn seine Verbindung mit Klara am 25. September, als am Geburtstage seines verstorbenen Vaters, stattfände. Er werde übermorgen früh von dem nächsten Städtchen mit Extrapost seinem Corps nachgehen, welches er nach drei, höchstens vier Tagen wieder einzuholen gedenke. — Dort wolle er sich bei dem kommandirenden General die Verlängerung seines Urlaubs auf wenigstens zwei Monate auswirken und zugleich die ersten Schritte zu seiner beabsichtigten Verabschiedung einleiten. Dann werde er auf den Flügeln der Sehnsucht und Liebe hierher zurückeilen, um seine Vermählung mit der Geliebten seines Herzens zu feiern. Dann sollte der Ungarwein fließen und die Gäste alle in hohem Jubel leben; er aber und Klara wollten sich dann still zurückziehen in ein entferntes Zimmerchen und Gott danken, der ihre Herzen zu ewiger Liebe vereint habe.

Wohl war Allen, namentlich den beiden Liebenden, bei dem Abschiede etwas unheimlich und traurig zu Muthe gewesen; aber die frohe Aussicht auf ein baldiges und dann für immer beglückendes Wiedersehen, verhinderte ein eigentliches Grämen.

Klara war nach Westerhagen gereiset, um diese letzte Zeit in dem noch immer theuren väterlichen Hause zuzubringen und während ihr Geliebter von den zur mächtigsten Eile getriebenen Postillionen durch halb Deutschland geholpert wurde, war man auf Herrn Eberfelds Gute emsig damit beschäftigt, für die junge Braut eine zwar anständige aber in Rücksicht auf den neuen Stand derselben, nur immer sehr geringe Aussteuer zu bereiten.

Bei solcher Arbeit soll ja den jungen

Mädchen die Zeit gar rasch vergehen, das zeigte sich auch hier als wahr; denn wiewohl Klara Tage und Stunden in liebender Ungeduld gezählt hatte, fühlte sie sich doch sehr höchlich überrascht, als am zehnten Tage seiner Abwesenheit der Fürst Brslataftschin in einem prächtigen Reisewagen, der mit silbernen Beschlägen und reichen Borden gar stattlich verziert war, sausenden Galopps, denn vier schöne Mohrenköpfe zogen mächtig an, vor das Herrenhaus zu Westerhagen fuhr.

Klara schrie laut auf, aber noch blendete die Pracht der glänzenden Equipage ihr Auge, als schon der Geliebte, nun wieder in der prunkenden Uniform eines russischen Stabsoffiziers, dem Wagen entsprang und in ihre Arme flog.

Die ersten Ergießungen der Freude über das glückliche Wiedersehen waren vorüber, da öffnete Brslataftschin das Fenster und sprach russische Befehlsworte hinaus der Dienerschaft zu, welche bei dem Wagen beschäftigt war. Alsbald brachten zwei Kosaken mit breiten Schultern und fast ängstlich schmaler Taille, die vorher den Bock der Kutsche geziert hatten, einen großen, schweren Reisekoffer und setzten ihn in der Mitte des Zimmers nieder.

Mein Liebchen, wandte sich jetzt Brslataftschin an Klara, — ich habe mir in der Residenz eine passende Equipage angeschafft und auch zugleich einige Kleinigkeiten besorgt, die Du so gütig sein wirst, als Schmuck für den festlichen Tag unserer Vereinigung von mir anzunehmen. Hier ist der Schlüssel, öffne den Koffer nun selbst, und möchte der Inhalt desselben Dir einige Freude bereiten! — ich gehe indeß nach Oben, um hinsichtlich meiner Sachen einige Anordnungen zu treffen.

Erstaunt nahm Klara den Schlüssel, öffnete den eisenbeschlagenen Behälter; aber ihr Staunen ging in Verwunderung, ja fast in Schrecken über bei dem Anblicke aller Herrlichkeiten, welche der geöffnete Koffer ihren Augen darbot, und welche nun Eines nach dem Andern auf die ringsum stehenden Stühle gepackt wurden. Da waren Kleider, Schleier und Tücher, aus den schönsten, seidenen Stoffen bereitet, Kanten und Spitzen aus Brabant, goldene Halsketten und Armbänder, eine Uhr, mit Brillanten besetzt, und ein köstliches Diadem, auf dessen geblendetem Goldgrunde eine herrliche Sonne von Diamanten strahlte, und was nun dergleichen kostbare Sachen mehr waren.

Während dem Beschauen der ausgepackten Stücke trat Brslataftschin wieder in das Zimmer und sogleich flog Klara, von dem Gefühle der innigsten Dankbarkeit getrieben, an die Brust des Geliebten, und unter hundert Küssen sagte sie weinend: Warum aber so viel und so Herrliches, mein Geliebter, all' der Glanz wird Dein armes Mädchen blenden. —

Dein Herz ist mehr werth, als alle diese Diamanten, erwiderte der Fürst und drückte das holde Mädchen an seine treue Brust. — Dann überreichte er Herrn Eberfeld die Geschenke, welche er für ihn aus der Residenz mitgebracht hatte, und welche gleich dem, was Klara empfangen, von der Freigebigkeit des Fürsten zeugten. Eben so waren auch Reinhold und Elisabeth bedacht, zu denen das Brautpaar, von den vier Mohrenköpfen gezogen, schon am nächsten Tage einen Ausflug machte.

Nun wurden die nöthigen Anstalten zur bevorstehenden Vermählung des jungen Paares getroffen. Der 25. September kam und mit ihm versammelten sich die geladenen

Gäste in Eberfeld's Hause; denn da und sonst nirgends anderswo sollte dieses Fest gehalten werden, wie der gute, alte Mann durchaus haben wollte. Der Abt war gebeten, den göttlichen Segen über die vereinten Hände des Brautpaares zu sprechen, und war auch gern bereit gewesen, dieses heilige Amt zu verrichten; die Frau Priorin Agathe aber befand sich sammt einigen Schwestern ihres ehemaligen Convents, denn nun durften sie ja theilnehmen an den unschuldigen Freuden der Welt, auf dem schönsten Feste Derjenigen, welche einst, wie sie, den beengenden Mauern von St. Marienheim angehört hatte. Außer diesen befanden sich nur die Verwandten und nächsten Freunde der Familie zugegen, denn der erst vor so kurzer Zeit in dem Hause stattgehabte Todesfall machte es ja nothwendig, daß das Fest so geräuschlos wie möglich begangen wurde.

Nur wenige, aber recht fromme, klare und gewiß sehr treu gemeinte Worte sprach der würdige Abt, als der Fürst mit der köstlich geschmückten Braut vor dem zum Altare aufgeputzten Tische stand. Mit Innigkeit betete er für das Brautpaar, und gewiß auch aus dem Herzen manches Gastes wurde innig für das Wohl Vrslataftschins und seiner schönen Braut gebetet. Die feierlichen Worte des göttlichen Segens ertönten aus dem Munde des geistlichen Herrn, das Zeichen des heiligen Kreuzes war durch seine Hände über den Häuptern der Neuvermählten gemacht, und ein glückliches, überglückliches Paar war mehr auf Gottes schöner Erde.

Der Tag verging in herzlicher Fröhlichkeit der Gäste und in dem Gefühle des höchsten Glückes für Vrslataftschin und seine liebliche Klara.

(Beschluß folgt.)

Urtheil eines Preußen über seinen König.

Die letzte Nummer des Mindener Sonntagsblattes enthält eine Correspondenz aus Bremen, der wir ein Bruchstück entnehmen. Der Schreiber berichtet, er sei mit mehreren Bekannten in der Stadt Frankfurt in ein politisches Gespräch verwickelt worden, in dem unter Anderm auch des Königs von Preußen auf herabwürdigende, verletzende Weise Erwähnung geschehen sei, was einen anwesenden Preußen zu folgendem Bekenntniß veranlaßt habe:

„Meine Herren, ich bin ein Preuße und muß Ihnen allen hierdurch offen und frei heraussagen, daß die unwürdige Weise, mit welcher Sie hier über meinen König herfallen, mich in tiefster Seele empört. Ein deutscher Mann pflegt den gröbsten Verbrecher, welcher Reue zeigt, wahrlich mit mehr Milde und Schonung zu beurtheilen, wie Sie ein gekröntes Haupt, an dessen höchst biederem, edlen, wenn auch vielleicht schwachem Charakter heute noch wenige Preußen, die ihren König kennen, zweifeln. Wir Alle, die wir hier versammelt, sind nach meiner Ansicht nicht fähig, uns auf den Standpunkt eines Königs zu stellen und es ist also unrecht, so wie Sie es so eben thaten, schonungslos darüber abzusprechen. — Denken Sie sich, meine Herren, wir wären als Prinzen geboren, erzogen; hätten unter den glänzendsten Verhältnissen (das bekannte Testament des Vaters in der Hand) den Thron bestiegen; wir wären einem Gotte gleich von unserm Volke verehrt, stets umlagert von Höflingen und Schmeichlern, so daß nie die nackte Wahrheit zu unserm Ohre dringen könnte; denken Sie sich auf der einen Seite einen geliebten Bruder wie der Prinz von Preußen,

der allen unsern edlen, volksthümlichen Entschließungen mit starrem Soldatensinn entgegenträte, auf der andern Seite einen Despoten zum Schwager; auf der dritten Seite einen scheußlichen Metternich und manches andere jesuitische Chamäleon zum Rathgeber, sich selbst aber nicht mit der Kraft ausgerüstet, um allen diesen schlechten Einflüssen widerstehen zu können. — Dann frage ich Sie, meine Herren, ob Einer von uns in der Stunde der Gefahr fester, entschiedener und besser gehandelt haben würde, als der unglückliche König von Preußen, welchem man das jetzt zum furchtbarsten Verbrechen machen will, was wahrlich gegen seinen Willen geschah. — Warum sagt man denn nichts von den österreichischen Prinzen, welche das unbewaffnete Volk in Wien füsiliren ließen, warum denn nichts von Napoleon, welcher gleich im Beginn seiner welthistorischen Carriere das Volk in Paris mit Kartätschen niederschmettern ließ?"

„Weit entfernt alle diese Scheußlichkeiten vertheidigen oder entschuldigen zu wollen," setzte der Preuße hinzu, „bin ich doch der Ansicht, daß von allen deutschen Fürsten mein König der edelste und würdigste Candidat zur deutschen Kaiserkrone ist, welcher als Mann von Geist und vielem tiefen Gefühle, nach diesen furchtbaren Erfahrungen und nachdem er die wahre Stimme des deutschen Volkes gehört hat, jetzt ein vollkommen guter constitutioneller König, vielleicht Kaiser werden wird."

Nach dieser ehrlichen Vertheidigung des Königs wandte sich auf einmal die ganze Gesellschaft freundlich dem Fremden zu, und gab ihm völlig Recht. — Einer der Anwesenden, welcher besonders hart gegen den König sich geäußert hatte, ließ sogar Wein bringen und drang in den Preußen, daß er ihm die Ehre erzeigen möge, ein Glas anzunehmen, welches dieser widerstrebend nach längerm Bitten that, indem er mit sämmtlichen anwesenden Herren auf Deutschlands Wohl und Einigkeit anstieß.

Ein ehrliches Wort zur rechten Zeit vermag viel, das sehen wir auch hier, möge denn auch die Mittheilung dieses Vorfalls dazu beitragen, daß Jeder, der sie lies't, seine Ansicht wenigstens einer ruhigen Prüfung unterwerfe.

Frankreich.

Zur Arbeiterfrage, von Michel Chevalier.

Verminderung der Arbeitszeit und Erhöhung des Lohnes.

Man hört zunächst oft von denjenigen, welche dieses große Problem des Jahrhunderts, die Verbesserung des Schicksals der Arbeiter, nur oberflächlich in Betrachtung gezogen haben, die Behauptung aufstellen, die Vertheilung des Gewinnes bei der Arbeit sei eine höchst ungerechte. Wenn man dem Elende der Arbeiter abhelfen wolle, müsse man durchaus auf eine Erhöhung des Lohnes dringen. Daher fordert man jetzt so lebhaft, daß man dem Handwerker eine bessere Bezahlung zukommen lasse. Das von Herrn Louis Blanc aufgestellte System der Organisation der Arbeit stützte sich auf diese Maßregel, und daher kömmt der Enthusiasmus, mit welchem es aufgenommen wurde. Sehen wir nun in Folgenden, ob eine Verminderung der Arbeitszeit und eine Erhöhung des Lohnes wirksame Heilmittel gegen die bestehende Noth seien. In einer Republik muß mehr noch als unter jeder anderen Regierung die Stimme der Wahrheit gehört werden.

Zunächst bin ich fest überzeugt, daß keine Erhöhung des Lohnes, ohne daß zugleich auch das Kapital im Verhältniß zur Bevölkerung wachse, einen langen Bestand haben könne. Wenn man glaubt, hier durch Verordnungen unabänderliche Vorschriften geben zu können, so täuscht man sich gewaltig. Sie mögen viel-

leicht für einige Zeit Gesetzeskraft haben, so lange Schrecken und Furcht die Gemüther fesseln, aber später wird man die bestehenden Gesetze zu umgehen wissen und wieder in den alten Zustand zurückfallen.

Andererseits glaubte man das Ziel erreichen zu können, wenn man die Zahl der Arbeitsstunden stark verringerte. Aber dies nützt eben so wenig, denn man wird die Arbeiter immer nach Verhältniß der Stundenzahl lohnen. Man setzt gebieterisch und unwiderruflich den Preis für die Arbeitsstunde fest; der Arbeitgeber wird dem tyrannischen Befehl nicht gehorchen, weil er sich nicht darein fügen kann. — Lug und Trug ist immer die Erwiederung der Beherrschten auf die unmöglichen Forderungen der Herrscher. Die Lohnarbeit ist eben so gut eine Waare wie jeder andere feilgebotene Gegenstand. Es ist eben so unangemessen, den Werth der Lohnarbeit durch den gebieterischen Willen der Behörden zu bestimmen, als den des Brodes, des Fleisches oder des Eisens. Es wäre ganz hübsch und sehr günstig für die Eisenfabrikation, wenn das Roheisen nur 5 Centimen das Kilogramm kostete; leider aber ist es nicht möglich, dasselbe zu diesem Preise zu liefern. Nun dekretire die provisorische Regierung einmal, das Eisen solle 5 Centimen das Kilogramm kosten, nicht mehr noch weniger, glaubt sie etwa, daß man ihrem Dekrete Folge leiste. Mancher Eisenhändler wird die Gewalt fürchten und dem Gebote willfahren, aber alle Hüttenbesitzer werden augenblicklich das Feuer ihrer Oefen löschen. Dasselbe wird in allen Zweigen der Industrie in einem mehr oder minder kurzen Zeitraum geschehen, wenn man den Preis der Lohnarbeit erhöhet.

Gegenwärtig bestehen freilich die Handwerker nicht auf die Forderungen, welche sie zu Paris in allen Gewerben gestellt hatten. Sie sehen wohl ein, daß es niemals mehr an Mitteln gebrach, den Arbeitslohn zu erhöhen, als eben jetzt. Die politische Umwälzung, welche so eben vollbracht ward, hat das Vertrauen vernichtet. Nicht die Männer haben daran Schuld, welche die öffentlichen Angelegenheiten leiten. Das Wort französische Republik erschreckt nun einmal den Stand der Begüterten, erregt nun einmal in Denjenigen Besorgnisse, welche auf die Sicherheit der Person und des Eigenthums Werth legen, welche nach einer anderen Freiheit trachten, als nach der durch Maueranschläge verkündeten; die französische Republik versetzt alle diese Leute in Furcht und Unruhe. Das Vertrauen ist also verschwunden. Ein spanischer Schrecken ist an seine Stelle getreten. Ich hoffe, das Vertrauen wird wiederkehren, aber, wie alle Umstände andeuten, nur sehr langsam. Nun aber ist das Vertrauen der Nerv und Hebel alles geschäftlichen Verkehrs. Durch Vertrauen wird das sonst todte Kapital in Umlauf gesetzt. Nur dann aber, wenn das Kapital möglichst viel cirkulirt, gewährt es Allen die nöthigen Vortheile. Aus Mangel an Vertrauen sind wir, mit derselben Masse an liegenden Gründen, an Häusern, an Maschinen, an Landstraßen und Eisenbahnen, mit denselben Vorräthen von Roh- und Kunstprodukten, mit demselben intellektuellen Kapital an Talent, an Kenntnissen, an Kunstfertigkeit jetzt viel ärmer, als vor der letzten Umwälzung. Bei einer allgemeinen Verarmung ist es aber unmöglich, in der Lage von 15—20 Millionen unserer Mitbürger durch Geldbeisteuern Verbesserungen eintreten zu lassen. Fabrikanten, Ackerbauer, Kaufleute, Advokaten, Gelehrte, Aerzte, Künstler haben jetzt ein viel geringeres Einkommen als vor zwei Monaten. Das ist also kein Augenblick, in welchem die Arbeiter größeren Lohn fordern können. Soll man die Arbeit besser belohnen, so kömmt es darauf an, welche zu haben. Und vielleicht haben wir in einem Monat noch weniger als jetzt.

(Beschluß folgt.)

Der verhängnißvolle Ring.

In Paris hat sich eine Geschichte ereignet, die abermals die Lehre giebt, wie vorsichtig man selbst in unschuldig scheinenden Handlungen sein müsse. Der Graf G. hatte seit drei Monaten einen Kammerdiener. Dieser Mann war vorzüglich erackt; der Graf hatte nie einen bessern gehabt; aber von einer Eitelkeit war der junge Mensch besessen, welche keinen Vergleich kennt. Unlängst fuhr der Graf in eine große

Gesellschaft. Seine Staatsuniform lag im Ankleide-Zimmer, die Orden lagen daneben; auf der Toilette lag der kostbare Brillantring; den der Graf wenige Wochen vorher, von des Königs Majestät zum Geschenke erhalten hatte. Dem Kammerdiener gelüstete es, sich einen Augenblick in die Uniform des Grafen zu stekken; er zieht den Staatsrock an, er heftet die Orden an seine Brust; er nimmt den Degen, er greift endlich nach dem kostbaren Brillantring; und steckt ihn an seinen Finger. So beschaut er sich im Spiegel und nimmt eine vornehme Haltung an. In diesem Augenblicke hält ein Wagen am Hause. Der Graf G. eilt die Treppe herauf; er ist aus dem Cirkel abgerufen worden; er soll schnell zum König. Der Kammerdiener hört die Worte: „Wo ist Charles, er muß mich den Augenblick ankleiden." Er wirft in der Angst die Kleider, die Orden, den Degen von sich, allein der Ring, der kostbare Ring will nicht vom Finger, der Finger ist angeschwollen. — Der Graf kommt dem Ankleide-Zimmer immer näher. Charles kennt seinen Herrn, der nicht gestattet, mit seinen Kleidern oder Kleinodien Spaß zu treiben; Charles weiß sich nicht anders zu helfen, er entspringt mit dem Ring am Finger. Der Graf tritt ein; er findet seine Garderobe auf der Erde liegen, seine Orden zerstreut, den Degen hinter einem Stuhl; der Graf vermuthet nichts anderes, als Diebe hätten eingebrochen. Er klingelt und ruft nach dem Kammerdiener; Charles ist verschwunden. In diesem Augenblick vermißt der Graf auch seinen Brillantring. Man kann denken, daß er sogleich zur Polizei-Behörde sendet; der Verdacht trifft Charles; er wird augenblicklich verfolgt. Da der Graf zum Könige eilt, so verfehlt er nicht, seines Unglücks und des gestohlenen Ringes auch dort zu erwähnen. Indeß wird Charles ergriffen. Er steht in der Boutique eines Goldarbeiters, um den Ring vom Finger feilen zu lassen. Vergebens betheuert er seine Unschuld; vergebens erzählt er seine Unbesonnenheit. Man hält seine Behauptungen für Mährchen, die er vorschützt, und Charles wird in's Gefängniß geworfen. Es soll eine Untersuchung über ihn verhängt werden. Da meldet sich ein Schornsteinfeger. Er war unsichtbarer Zeuge des Spukes und beschwört Charles Aussage. — Charles wird entlassen, indem der Graf keinen Kammerdiener braucht, der so verwegen ist, seiner Herren Eigenthum für das seinige anzusehen.

Miscellen.

Patriotismus. Gestern begegnete mir ein Hamburger Kaufmann. Wir sprachen von Frankreich und Deutschland; er theilte mir im Vertrauen mit, daß der größte Theil seines Vermögens jetzt im Auslande stecke und er Gefahr laufe, es einzubüßen. „Ruhig gehe ich jedem Verluste entgegen, sagte er — denn was sind ein Paar Tausend Thaler weniger, gegen das Erbe, das diese Zeit meinen Kindern vermacht!" Möchte dieser Funke Edelsinn und Tugend doch zündend in die ganze Börsen- und Handelswelt fahren!

Die Deutschen heißen in Odessa „Kartoffeln," in Moskau „Kalobißmiki," das ist Wurstmacher. Die Dänen schimpfen sie Averkat (Affen) sie selbst nennen sich bekanntlich — Michel.

☞ Diese Zeitschrift erscheint alle Wochen einmal für den vierteljährigen Pränumerationspreis von 10 Sgr. und ist durch alle Königl. Postämter für 12 Sgr. portofrei zu erhalten.

Redaktion, Druck und Verlag von C. J. Schlögel.